



Wozu noch Intellektuelle?

Warum der »avantgardistische Spürsinn für Relevanzen«
heute weniger vernehmbar ist

von Rolf Wiggershaus

Polit-Consultants, Kommissionsspezialisten, Lebensberater – wo sind die freien Intellektuellen, die als moralische Instanz in einer immer komplexer werdenden Welt Orientierung geben? Haben die Welterklärer mit ihrem »avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen« ausgedient?

Einerseits scheint an Intellektuellen kein Mangel zu sein. Ob es um Unterschriftenlisten bei Aufrufen und Resolutionen oder um Ranking-Listen geht – es kommen leicht Hunderte von Namen »Intellektueller« zusammen. Andererseits ist regelmäßig einzig von Jürgen Habermas als »öffentlichem Intellektuellen« die Rede und wird immer wieder einmal gefragt: Wo sind die Intellektuellen hin? Um eine genauere Vorstellung davon zu gewinnen, wen man heute so nennen könnte und vor welchen Problemen er oder sie steht, führen vielleicht einige Beispiele und Gespräche mit Frankfurter Professoren weiter.

»Ein bestimmtes intellektuelles Format gehört zur Tradition der Kritischen Theorie«, meint Rainer Forst, der als jüngster Fortsetzer dieser Tradition an der Frankfurter Goethe-Universität gilt. Bescheiden fügt er hinzu, nicht jedem sei es gegeben, das so wirksam zu verkörpern wie Jürgen Habermas. Habermas selbst möchte, dass unterschieden wird zwischen den »Eingriffen« eines Intellektuellen und der wissenschaftlichen Arbeit des Professors. Doch die Realität sieht auch bei ihm anders aus. Er bedauert, dass manche der Aufsätze, die er der Rollentrennung wegen in den »Kleinen politischen Schriften« publizierte, dadurch keinen Eingang in die wissenschaftlichen Diskurse fanden. Tatsächlich zeichnet sich da, wo der Titel »Intellektueller« besonders gut zu passen scheint, gegenüber früheren Zeiten eine enger gewordene Wechselbeziehung zwischen den beiden Rollen ab.

Ein »philosophierender Intellektueller«: der Musikkritiker, Komponist, Essayist und Professor Theodor W. Adorno

Eine mit Bewunderung vorgenommene Etikettierung als Intellektueller erlebte Theodor W.

Adorno anlässlich seines 60. Geburtstags. Einen »philosophierenden Intellektuellen« und »Schriftsteller unter Beamten« nannte Jürgen Habermas ihn 1963 in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Wie treffend diese Charakterisierung war, macht ein Blick auf einige Aktivitäten Adornos in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus dem US-Exil deutlich.

Im Sommer 1950 fand auf der Mathildenhöhe in Darmstadt die Ausstellung »Das Menschenbild in unserer Zeit« statt. Die Eröffnung war begleitet vom ersten »Darmstädter Gespräch«. Zu den Referenten der sich über drei Tage erstreckenden Veranstaltung gehörte der österreichische Kunsthistoriker Hans Sedlmayr. Als einst aktiver Nationalsozialist war er damals noch zwangsemeritiert. Gleichzeitig war er weithin bekannt durch sein zwei Jahre zuvor erschienen Buch *Verlust der Mitte*. Der Titel, der rasch zum Schlagwort geworden war, stand für die Diagnose einer zynischen Herabsetzung des Menschen, eines Verfalls in Gleichmacherei und Anarchie, für die der Autor die kulturelle Moderne verantwortlich machte.

Als beeindruckendster Gegenspieler Sedlmayrs und anderer Redner, die der modernen Kunst eine Überforderung des Publikums durch Grässliches und Chaotisches vorwarfen, erwies sich ein beredter, bei aller Leidenschaftlichkeit und Schärfe wohlüberlegt formulierender Diskussions Teilnehmer: Theodor W. Adorno, von dem im Jahr zuvor der Band *Philosophie der neuen Musik* erschienen war und der seit einigen Wochen außerplanmäßiger Professor für Philosophie und Soziologie an der Goethe-Universität war. Er bekam starken Beifall, als er meinte, die Abspaltung des breiten Publikums von der modernen Kunst sei offensichtlich, doch komme es darauf an, »diese Tatsache selber einmal zu begreifen, anstatt nur in einer

1 Adornos »Ausstrahlung«: In fast 300 Rundfunkbeiträgen und ebenso vielen Auftritten bei öffentlichen Veranstaltungen brachte er sich zu vielfältigen Themen in die öffentlichen Debatten ein. Marie Luise Kaschnitz notierte 1957 in ihrem Tagebuch: »Er redet leicht, schreibt schwer...«.

nicht ganz fairen Weise aus dieser Tatsache selber ein Werturteil über die moderne Kunst en bloc abzuleiten«. Als er erklärte, »das Anliegen der Lebendigkeit heute« werde nur »von der Kunst vertreten, die sich weigert, nach den Konventionen, nach den Warenklischees, nach dem Geist der illustrierten Zeitungen, des Radios und der Magazine sich zu richten«, erhielt er abermals Beifall und noch größeren, als er schloss: »Daß infolgedessen heute wahrscheinlich nur der Künstler die Sache der Gesellschaft vertritt, der sich nicht zu einem Mundstück derer macht, die da präntieren, für die Gesellschaft reden zu dürfen, während sie in Wirklichkeit darauf ausgehen, die Gesellschaft zu beherrschen und an der Nase herumzuführen.« (*Darmstädter Gespräch: Das Menschenbild in unserer Zeit*, hrsg. von Hans Gerhard Evers, Darmstadt o. J., S. 211 f.)

Adorno schätzte die Auseinandersetzung mit Kritikern moderner Kunst. Das bot die Gelegenheit, anhand der Vorwürfe und Widerstände den spezifischen Charakter moderner Kunst zu klären und ihr Verhältnis zum Stand der gesellschaftlichen Entwicklung zu beleuchten. Solche Kritiker und die Auseinandersetzung mit ihnen wirkten der Neutralisierung von Kunst entgegen, trugen dazu bei, dass sie nicht der Gleichgültigkeit und dem glatten Konsum verfiel. Gewisse Befürworter moderner Musik schade-

ten ihr nach Adornos Ansicht eher, indem sie sie als harmlos und bloß gewöhnungsbedürftig hinstellten. Da habe Sedlmayr mehr Recht, wenn er das Element der Negativität in der modernen Kunst hervorhebe.

Diese Leidenschaft für eine neue Kunst, die – wie es noch zuletzt in der posthum erschienenen *Ästhetischen Theorie* hieß – in »ein Niemandland, stellvertretend für die bewohnbare Erde« geleite, war die Quelle und Triebkraft für Adornos gesellschaftskritische Analysen und – so der Titel eines seiner Essaybände – *Eingriffe*. Als der *Spiegel* ihn im Mai 1969 zum Verhältnis zwischen seinen theoretischen Analysen und der studentischen Protestbewegung und ihren Praktiken befragte, warnte er vor kurzschlüssigen Vorstellungen über den Zusammenhang von Theorie und Praxis, gestand aber durchaus zu: »Ich würde schon glauben, daß etwa die Kritik gegen die Manipulation der öffentlichen Meinung, die ich auch in ihren demonstrativen Formen für völlig legitim halte, ohne das Kapitel ›Kulturindustrie‹ in der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und mir nicht möglich gewesen wäre.« Im Universitätsbereich machten ihn dagegen die Bücher, die ihn als philosophierenden Intellektuellen erwiesen – die zusammen mit Max Horkheimer verfasste *Dialektik der Aufklärung*, die *Philosophie der neuen Musik* und die *Minima Moralia* –, einerseits zur peripheren Figur im Establishment, die niemals einen Ruf an eine Universität erhielt. Andererseits wurde er zum nonkonformistischen Professor mit überwältigendem studentischem Zulauf, großem publizistischem Erfolg und langfristiger gesellschaftskritischer Wirkung.

2 Alexander Kluge über seinen Freund Jürgen Habermas am Vorabend von dessen 80. Geburtstag. Habermas vereinige beides: intellektuelles und politisches Temperament sowie die Fähigkeit, Gedanken nicht dogmatisch erstarren zu lassen, sie beweglich zu halten. Damit griff Kluge den Titel der an diesem Abend in der Nationalbibliothek eröffneten Ausstellung »...die Lava des Gedankens im Fluss« auf, die Habermas und seinem Werk gewidmet war.



2

Ein »sogeannter Intellektueller«: der Regisseur, Drehbuchautor und Produzent Fatih Akin

Mit einem Film über das Leben von Hrants Dink wollte der Filmemacher Fatih Akin seine Trilogie *Liebe, Tod und Teufel* abschließen. Hrants Dink, Mitbegründer und Chefredakteur der türkisch-armenischen Wochenzeitung *Agos*, war im Januar 2007 beim Verlassen des Zeitungsgebäudes auf offener Straße erschossen worden. Seit Jahrzehnten dulden der türkische Staat und türkische Nationalisten keine Alternative zur offiziellen Geschichtsschreibung, wonach es sich beim armenischen Genozid um eine Lüge handelt. Fatih Akin, der 1973 in Hamburg geborene, dort aufgewachsene und lebende Sohn türkischer Einwanderer, musste sein Vorhaben aufgeben. Er fand keinen türkischen Schauspieler, der bereit war, die Rolle von Hrants Dink zu übernehmen. Doch das Thema ließ ihm, der in seinen Filmen Antworten auf Fragen sucht, »die ich mir im Leben stelle«, keine Ruhe. Statt eines Films über das

Leben Hrant Dinks entstand *The Cut*. Der Spielfilm erzählt die fiktive Geschichte eines Armeniers – gespielt von Tahar Rahim, einem Franzosen algerischer Herkunft –, der den Völkermord an den Armeniern überlebt und sich auf die Suche nach seinen Töchtern begibt. »Es ist nur ein Film«, sagte Akin in einem Interview mit *Agos*, »ich bin mir sicher, dass die türkische Gesellschaft, deren Teil ich bin, reif ist für diesen Film.« (zitiert nach: *Hamburger Abendblatt*, 21.8.2014).

Das Kernproblem gleicht dem, worum es in Alexander und Margarete Mitscherlichs Essay über *Die Unfähigkeit zu trauern* ging. Werden Vorgänge, in die ein Staat, eine Gesellschaft, eine Gemeinschaft schuldhaft verstrickt sind, verleugnet, in ihrer Bedeutung umgewertet, der Verantwortung anderer zugeschoben, absorbiert das ein erhebliches Maß an psychischer Energie. Und je größer der Aufwand, um Gewissensanklagen und Selbstzweifel abzuwehren, desto aggressiver die Reaktion auf Versuche, durch Anerkennung des Verdrängten blockierte politische, soziale und kulturelle Entwicklungen freizusetzen. »Wir drohen öffentlich der Zeitung *Agos*, den armenischen Faschisten und den sogenannten Intellektuellen«, verkündete die extreme nationalistische *Turkish Turan Association*. Akins Film werde »in keinem einzigen Kino in der Türkei gezeigt werden«, denn das wäre »ein erster Schritt, die Türkei dazu zu bringen, die Lüge vom armenischen Genozid zu akzeptieren«.

»Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen«

An Adorno und Akin zeigt sich etwas, was auch früher schon für manche Intellektuellen charakteristisch war und was sie heute vielleicht noch als einziges auszeichnet. Habermas nannte es einen »avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen«.

Als er 2006 in der Wiener Universität den Bruno Kreisky Preis entgegennahm, bekundete er ein gewisses Verständnis für die rituelle Klage über den Niedergang »des« Intellektuellen. Vermissten wir nicht »die großen Auftritte und Manifeste der Gruppe 47, die Interventionen von Alexander Mitscherlich oder Hellmut Gollwitzer, die politischen Stellungnahmen von Michel Foucault, Jacques Derrida und Pierre Bourdieu, die eingreifenden Texte von Erich Fried oder Günter Grass« (*Ein avantgardistischer Spürsinn für Relevanzen*, in: *Ach, Europa*, Frankfurt/M. 2008, S. 81, 83)? Seine schließliche Antwort lautete knapp und nüchtern: »Wir vermissen ihn (den klassischen Intellektuellen, R.W.) nicht, weil alle anderen seine Rolle längst besser ausfüllen.« Er erläuterte das mit Beobachtungen zu einem erneuten Struktur-



3

wandel der Öffentlichkeit und zu den ihr angepassten Kategorien von Personen und Auftrittsweisen.

Im Internet gehen Beiträge von Intellektuellen in der Masse unter. In einer Welt fragmentierter Öffentlichkeiten besteht keine Chance für ihre wichtigste kommunikative Funktion: »die Kraft, einen Fokus zu bilden«. Auch das Fernsehen bietet selbst mit Formaten, die sich als Diskussionsforen zu eignen scheinen, keinen günstigen Rahmen für einen klassischen Intellektuellen. Der würde, »in der eigenen Zunft« zu Reputation gelangt, sei es als Schriftsteller oder Physiker oder was auch immer, »von seinem Wissen und seiner Reputation einen öffentlichen Gebrauch« machen, indem er sich in eine Debatte einmischt und dabei an ein Publikum wendet, das in erster Linie an Argumenten und deren Austausch interessiert ist. Doch für solche Auftritte ist kein Platz in heutigen Talkshows, in denen Politiker um die Besetzung einflussreicher Themen und Begriffe konkurrieren, Experten Daten und ihre Interpretationen anbieten und Journalisten als hauptberuflich für die öffentlichen Dinge Zuständige auftreten.

Was bleibt dann für einen Wissenschaftler oder Künstler, der grundsätzlich zum parteinehmenden öffentlichen Engagement bereit ist, aber nicht zum Medienintellektuellen werden will, der, früher oder später von professionellen Leistungen abgekoppelt, nur noch von seiner Prominenz und seinem Unterhaltungswert zehrt? Die Antwort, die Habermas in seiner Wiener Rede gab, lautete: Der auf seinen Ruf bedachte Intellektuelle sollte dann intervenieren, wenn das Tagesgeschehen entgleist und andere noch beim »business as usual« sind. Das zeuge von einem »avantgardistischen Spürsinn für Relevanzen«.

3 Der deutsch-türkische Filmregisseur Fatih Akin bei »titel, thesen, temperamente« im Gespräch mit Max Moor. Mit seinem jüngsten Film „The Cut“ brach Akin mit dem Tabu des von Türken an den Armeniern 1915/16 begangenen Völkermords. Ihn zeichnet – wie Adorno – die Fähigkeit aus, Verdrängen nicht zu akzeptieren.



4

4 Raum für öffentliche Debatte – das Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg. Hier engagiert sich auch Klaus Günther, dabei geht es häufig um die komplexen Themen der Globalisierung.

Wechselbeziehung von Beruf und öffentlichem Engagement kennzeichnet den Intellektuellen von heute

Diese Sicht teilen die drei Frankfurter Professoren, mit denen ich sprach. Rainer Forst, Professor für politische Theorie und Philosophie, und Klaus Günther, Professor für Rechtstheorie, Strafrecht und Strafprozessrecht, sind auch Sprecher des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Axel Honneth, Professor für Sozialphilosophie, ist zugleich Direktor des Instituts für Sozialforschung, dessen zentrales Thema lautet: »Paradoxien kapitalistischer Modernisierung«. Sie haben es bei ihrer Arbeit von vornherein unter anderem mit einer ständig fortschreitenden

Spezialisierung in der wissenschaftlichen und universitären Welt einerseits und einer Steigerung unüberschaubarer Komplexität in der globalisierten Welt andererseits zu tun. Die Zeit relativ klarer Fronten und Ziele ist spätestens seit den 1990er Jahren vorbei.

»Blickte man auf die Nationalstaatsentwicklung zurück«, so Klaus Günther, »konnte man sich eine Wiederholung dieses Prozesses vorstellen, also dass im Maße der Globalisierung die Welt durch wirtschaftli-

che Verflechtung und weltumspannende Technologien und Kommunikationsmedien immer mehr zusammenwächst und sich auch das Recht vereinheitlichen würde, alles von einheitlichen und letztlich rational begründeten Prinzipien getragen sein würde. Doch die überraschende Erfahrung ist, dass wir eher mit einem Rechtspluralismus konfrontiert sind. Wie im Mittelalter gibt es sehr viele unterschiedliche autonome Bereiche mit unterschiedlichen Rechtsordnungen und teilweise jenseits des Staates gesetzten Normen. Das große Problem ist dann, wie man große Kollisionen zwischen diesen unterschiedlichen normativen Ordnungen regelt. Das ist genau das Problem, das der Rechtspluralismus beschreibt.«

Weil Ursachen- und Wirkungszusammenhänge komplexer und überraschender denn je sind, ist es schwieriger geworden, Konflikte so zugespitzt zu formulieren, dass die dahinterstehenden Auseinandersetzungen erkennbar werden. Entsprechend ist das intellektuelle Engagement stärker auf Sachkenntnis angewiesen. Habermas wünschte sich stets, dass unterschieden würde zwischen der Rolle des Intellektuellen und der des Wissenschaftlers. Die Jüngeren betonen dagegen, es sei wichtiger geworden, dass die Rolle des Intellektuellen an den eigenen wissenschaftlichen Hintergrund angebunden ist. Als Intellektueller zu intervenieren, so Klaus Günther, stelle für ihn eine Herausforderung dar, beides zu vereinen: das Berufliche und die Fähigkeit, anderen die Augen zu öffnen für die entscheidenden Dinge. Das bedeute, sich auch »in dem Bereich, in dem man zuhause ist, gerade auf solche intellektuellen Interventionen hin noch einmal besonders kundig zu machen oder in der Richtung weiter zu forschen, so dass das ineinandergreift und die Rollen sich ergänzen.«

Den, der von solcher Wechselbeziehung inspiriert ist, treibt es über das in der Zukunft Produzierte hinaus. Das macht ihn dort leicht zur peripheren Figur, disponiert aber zu disziplinübergreifender Kooperation und Kenntnis. Er habe, so Günther, immer »nur Themen aufgegriffen, die mich intellektuell interessiert haben«, Dinge, die ihn umtrieben. »Um zu sagen: Moment mal, das ist eine gefährliche Entwicklung, oder: Hier verändert sich das Strafrecht plötzlich massiv, muss man sich immer wieder eine Außenperspektive verschaffen. Dazu braucht man eben den Kontakt zu anderen Wissenschaften. Erst mit einer gewissen sozialwissenschaftlichen Analyse kann man dann sagen: Aha, da läuft im Strafrecht gerade etwas schief.«

Wider den Sog der Medien

Und wie können sich Intellektuelle davor bewahren, dem Sog der Medien zu erliegen? Eine Frage,



Der Autor

Dr. Rolf Wiggershaus, 69, hat in Tübingen und Frankfurt Philosophie, Soziologie und Germanistik studiert. Seine große Studie zur Geschichte und Theorie der »Frankfurter Schule« ist zu einem vielfach übersetzten Standardwerk geworden. Zuletzt erschien von ihm in der Biografienreihe der Goethe-Universität »Gründer, Gönner und Gelehrte« der Band über Max Horkheimer.

wiggersh.r@t-online.de



5

die in meinen Gesprächen mit den Frankfurter Wissenschaftlern immer wieder Thema war. Sie wollen sich nicht vereinnahmen lassen. Wichtig ist ihnen ein mediales Format, bei dem der Wissenschaftler, Schriftsteller oder Künstler, der sich öffentlich äußert, damit rechnen kann, dass sein Thema im Mittelpunkt steht oder jedenfalls nicht zur Marginalie wird. »Ich mache das eigentlich nur noch, wenn ich das Gefühl habe«, so Klaus Günther, »ich habe ein eigenes existenzielles Interesse an der Thematik und ich kann mit meinem wissenschaftlichen Hintergrund etwas zur öffentlichen Debatte beitragen. Und dann trete ich an die Medien heran.«

Qualitätszeitungen und Teile des Rundfunks bieten noch am ehesten geeignete Möglichkeiten. Das Fernsehen dagegen setzt bis in den öffentlich-rechtlichen Bereich hinein auf Ereignishaftigkeit, Sichtbarkeit, Unterhaltungswert. In einer Situation unregulierter Konkurrenz zwischen Medienintellektuellen, die mit schnellen und überraschenden Behauptungen, Assoziationen und Schlussfolgerungen ohne erkennbare Richtung und Logik brillieren, und Intellektuellen »mit avantgardistischem Spürsinn für Relevanzen«, die nachdenkliche Feststellungen, interessante Argumente und klar formulierte Alternativen ins Feld führen oder zu führen versuchen, würden Letztere geradezu fehl am Platz wirken. »Die größte Autonomie und Selbstbestimmung über das eigene Wort und den eigenen Auftritt«, so Axel Honneth, »hat man in der Presse. Auch im Rundfunk geht das noch eher. Es geht kaum mehr im Fernsehen. Sobald man gewissermaßen dort die Tür geöffnet hat, verfügt man nicht mehr über sich und setzt eine Art Verfremdungseffekt ein.«

Zwischen tagespolitischer Intervention und Zivilisationskritik

Axel Honneth unterscheidet zwischen dem »normalisierten Intellektuellen«, dessen Inter-



6

ventionen sich im Horizont öffentlich geteilten Selbstverständnisses bewegen und der damit rechnen kann, öffentlich Gehör zu finden, und dem »Gesellschaftskritiker«, der diesen Horizont überschreitet, das herrschende Selbstverständnis infrage stellt und dabei auf tiefer liegende Normen stößt – nämlich immer noch und wieder auf den Prinzipienkatalog der Französischen Revolution. Er dient als Richtungsweiser beim Hinterfragen kultureller, ökonomischer und sozialer Voraussetzungen unserer gegenwärtigen Lebensform. Adorno und Habermas zeugen für Honneth davon, dass es möglich ist, beides in einer Person zu vereinen: tagespolitische Intervention und Zivilisationskritik.

Man kann das zu einer Forderung zuspitzen: Nur, wenn beides miteinander verbunden ist, kann man von einer spezifischen intellektuellen Intervention sprechen. »Eine Problematik in einen historischen Rahmen zu stellen, der die Problematik neu erscheinen lässt«, so Rainer Forst, »die Begriffe, in denen ein Problem formuliert wird, zu hinterfragen und zu sagen, das muss man ganz anders betrachten – wenn Intellektuelle so etwas zustande bringen und nicht nur eine Stimme sind, die zu bestimmten Problemen Ratschläge erteilt, die andere auch erteilen, wenn sie helfen, ein Problem tiefer und besser zu verstehen, dann sind sie nach wie vor unverzichtbar. Wenn die wissenschaftliche Arbeit dazu beiträgt, dann sollten Wissenschaftler sich als Intellektuelle betätigen.«

Was also ist die Antwort, die sich aus den Beispielen und Gesprächen für die Titelfrage ergibt? Die schnelle Wirkung im Meinungsaustausch ist nicht zu verachten. Doch wichtiger kann die Fern- und Tiefenwirkung einer Konterbande sein, die auf vielerlei Wegen Adressaten zu erreichen und zur Umorientierung einer Lebensform beizutragen vermag. ●

5 Axel Honneth im August 2013 in der Frankfurter Börse. Philosophen treffen auf Finanzexperten – Beginn eines gemeinsamen Reflexionsprozess über Werte in der Finanzwelt? Mit der Vortragsreihe stellten sich das Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« und die Deutsche Börse AG der aktuellen Krise.

6 »Die öffentliche Rolle der Intellektuellen« war im November 2010 Thema des vom Exzellenzcluster organisierten »Frankfurter Stadtgespräch«. Es debattierten Thea Dorn und Rainer Forst (Moderation Peter Siller). Dorn beklagte, dass es in Deutschland keine öffentlichkeitsrelevanten Intellektuellen unter sechzig gebe. Das wollte Forst so nicht stehen lassen, wies aber auf die veränderten Verhältnisse bei fortschreitender wissenschaftlicher Spezialisierung hin.